# Rhein und Düssel

Illustrierte Sonntagsbeilage zu den „Düsseldorfer Neuesten Nachrichten“

Nro. 25 | Sonntag den 24. Juni | 1906


## Goldlenchen.

(5. Fortsetzung.) Ein Künstler-Roman von Walter Schmidt-Hässler. (Nachdruck verboten.)

Eine halbe Stunde vielleicht mochte Richard so gelegen haben, als ein furchtbarer Donnerschlag ihn aufscheuchte! Im Nu war er munter und stand am Fenster! Das Wetter hatte sich entladen in seiner ganzen elementaren Gewalt, in seiner vollen königlichen Größe.

Bewundernden Auges blickte er auf das erhabene Schauspiel, das er in solcher Hoheit zum ersten Male erlebte. In beständigem Feuer flammten die kleinen Berge rings in der Runde, durch die riesenhaften Wolkenschichten, welche die Gebirge gänzlich einhüllten, ringelten sich in einem fort die blauen und roten zuckenden Lichtschlangen, wie kämpfende Drachen, und unaufhörlich krachten die Donner, wie die knatternden Gewehrfeuer einer unsichtbaren Schlacht in hundertfachem Echo von allen Felswänden wiederhallend.

Unter ihm im Hause ward es lebendig — er hörte Ulrichs Stimme auf dem Hofe und hörte deutlich die Fenster der Hofwohnungen und die Hoftüren schließen.

Da — mit einem Male folgten Blitz und Schlag gleichzeitig aufeinander; eine wahre Flut grellweißen Lichtes schoß hinter den Bergen hinab, daß Richard geblendet die Augen schloß und vom Fenster bis tief ins Zimmer zurücktaumelte.

„Das hat eingeschlagen!“ murmelte er vor sich hin, indem er den Donner fern und ferner verhallen hörte, als flüchtete der Dämon grollend hinter den Bergen vor dem Unheil, das er sich gestiftet! Als Richard wieder ans Fenster trat, sah er jenseits der Thur hinter den Tannengruppen der nächsten Hügel einen flackernden blutig roten Schein aufleuchten und wenige Minuten später klang in einzelnen gellenden Klängen von drüben die Glocke der Dorfkirche durch das Heulen des Sturmes, wie ein wimmernder Hilferuf!

Er stand wie ans Fenster gebannt und beobachtete das grandiose Schauspiel, ohne sich zu rühren!

In den Dorfstraßen wurde es laut — Stimmen ertönten durcheinander und im Geschwindschritte eilten Männer mit blanken Messinghelmen die Straße hinunter. Das Haustor knarrte in den Angeln, der Sturm fegte heulend durchs Haus und beim irrenden Schein einer Fackel sah er unten Ulrich aus dem Hause eilen in Feuerwehrkleidern und sich den andern anschließen, die mit Leiternstricken vorübereilten.

Dann war alles wieder still auf den Straßen; nur das Wetter raste weiter, die Blitze zuckten und die Feuerglocke gellte deutlich vernehmbar durch den pfeifenden Wind.

Plötzlich — ganz leise klopfte es an seine Tür! Ihm stockte das Blut — sein Herz schien still zu stehen, als er sich umwandte und nach der dunklen Wand blickte, als müßte ein Geist ihm erscheinen! War es ein Bild seiner überreizten Phantasie oder Wirklichkeit, was er sah?

Auf der Schwelle stand Lenchen!

Die langen goldigen Haare hingen ihr aufgelöst in schweren Ringeln über Hals, Arme und Brust, die halboffenen Lippen lächelten ihm zu und die weißen Arme streckten sich nach ihm aus wie in kindlicher Angst.

Im bläulichen Scheine der Blitze stand sie da, mitten im Zimmer, wie aus dem Boden gestiegen.

„Ich fürchte mich!“ hauchte sie. „Wir sind ganz allein im Hause! Ich habe namenlose Angst!“

„Und wo sind die andern,“ fragte Richard mühsam, denn ihm war, als presse eine unsichtbare Hand ihm die Brust zusammen.

„Sind alle hinüber ins andere Dorf. Dort brennt's, wie Du siehst, der ganze Himmel ist rot. Sie werden die ganze Nacht brauchen, um zu löschen, zu retten!“

„Und Du? Armes Kind! Fürchtest Du Dich?“

„Wenn ich bei Dir bin, nicht!“ rief sie. „Laß den Sturm rasen draußen und die Blitze zucken! Was kümmert es mich? Es muß sich entladen; das Wetter muß ausrasen, die Erde braucht Regen, wie das Menschenherz die Liebe, und wenn uns das Wetter verschüttet, wenn die Berge sich herabsenken auf uns, mir gilt es gleich, ich frage nicht danach, denn ich bin ja bei Dir.“

Weiter flammten die Blitze, weiter rollte der Donner und die Äste draußen knackten und brachen im Sturme. Der warme Gewitterregen rauschte in strömenden Bächen hernieder auf die durstende Erde, daß der Mühlbach anschwoll, und der von den herabschießenden Gebirgswassern angewachsene Strom donnerte durch das Brausen des Unwetters. Die ganze Natur war in Aufruhr.

### 2. Teil.

Richard war mit einem Herzen voll wilder glühender Liebe, mit tausend Erinnerungen, die ihn berauschten, aus seinen stillen Bergen abgereist, und hatte sich in Berlin in den wenigen Tagen seines Dortseins, schon so ziemlich wieder eingelebt. Die Tage verflogen in unaufhörlicher Arbeitstätigkeit, denn sein hochlodernder Ehrgeiz ließ ihm keine Ruhe und ein Gedanke allein beherrschte sein ganzes Leben: er stand nicht mehr allein und zwecklos im großen Kampfe, er hatte ein Ziel, einen Halt — sein Weib.

Alles, was er jetzt tat, war ja für sie, für ihre gemeinsame Zukunft, und er zweifelte keinen Augenblick, daß er das Höchste erreichen würde. Mit seinem „Goldlenchen“ hatte er sich wirklich einen Namen gemacht: sein Bild wurde von verschiedenen Seiten glänzend besprochen und brachte ihm einige Bestellungen ein, die ihn das Günstigste für später hoffen ließen.

So saß er in seinem kleinen Atelier in der Vorstadt draußen in der Brunnenstraße und arbeitete mit innigster Schaffensfreude, mit dem vollen, kräftigen Idealismus seiner Jugend. Er hatte die Absicht, lediglich seiner Kunst zu leben und den Erinnerungen an sein fernes holdseliges Glück, keine seiner früheren Beziehungen wieder anzuknüpfen und durch nichts sich aufhalten zu lassen auf dem Wege zum Ruhme.

Sie mußte ja sein eigen werden, sie, die all seine Gedanken erfüllte, mußte ihm gehören fürs ganze Leben. Was brauchte er andere Menschen? Seine schönsten Stunden waren des Abends, wenn er aufgehört hatte zu arbeiten und an seinem Atelierfenster stand und hinausschaute über all die rauchenden Dächer der Riesenstadt, die sich draußen ausbreitete, wenn der dumpfe Lärm des ewig brausenden Verkehrslebens zu ihm emportönte, wie das unaufhörliche Branden eines nahen Meeres, das um die Ufer spült. Dann las er ihre Briefe, die oft, fast täglich kamen und ihn beglückten, bis ins tiefinnerste Herz! Eine heiße, feurige Neigung sprach aus jeder Zeile, Sehnsucht nach ihm schrie aus jedem Wort und doch über allem, was sie schrieb, lag eine so rührende, fast kindliche Naivität, daß nur, wer sie so genau kannte wie Richard, imstande war, dieses wilde, ursprüngliche Temperament und diese kindliche Seelenreinheit mit einander zu vereinen.

Ihr seltsames Doppelnaturell sprach sich auch in ihren Briefen aus, wie in ihrem Wesen, heiße Sinnlichkeit und zarteste Kindlichkeit — die heterogensten Widersprüche, oft dicht nebeneinander, Zeile an Zeile. Ihre Korrespondenz war das treue Spiegelbild ihres Selbst. Bald erzählte sie ihm, wie sie in langen, einsamen Nächten sich in den Kissen gewunden in bangender Sehnsucht nach ihm, wie ihre junge durch ihn erweckte Seele in stummer Qual seiner gedenke — bald plauderte sie seitenlang das kindlichste Dorfgeschwätz, daß der Hofhund Nero nicht fressen wolle und daß sie von ihrem Bruder ein zahmes Eichkätzchen bekommen habe. Allmählich wurden Lenchens Briefe aber ernster und ernster, der lustige, oft so übermütige Ton ward seltener und seltener und obgleich nie direkt ausgesprochen klang aus jeder Zeile die sehnsüchtige Frage, wann holst Du mich?

So leicht, wie Richard es sich in seinem Optimismus vorgestellt hatte, ging es nun aber doch nicht mit dem Berühmtwerden und bald sah er ein, daß das erträumte Schaffen nach eigener Wahl das ungebundene Hineintauchen in die Kunst noch lange ein Phantasiegebilde bleiben würde und daß es für ihn noch eine geraume Zeit auch in der neugewählten Tätigkeit ein Kampf ums tägliche Brot sein und bleiben würde!

Eine einmalige Unterstützung seitens seiner, wenn auch nicht reichen, doch gutsituierten Mutter, lumpige tausend Mark in barem Gelde hätten ihm jetzt am Beginn der neuen Laufbahn vielleicht mit einem Schlag seine Karriere gemacht, er hätte eine Zeitlang nicht fürs tägliche Brot arbeiten müssen und seine Kraft auf ein großes Werk konzentrieren können, aber als er seiner Mutter um eine solche, wirklich nützliche Unterstützung schrieb, teilte ihm die Freundin derselben, die kluge Hausvorsehung in ihrem Auftrage mit, daß er sich schämen solle, noch immer nicht selbständig zu sein und auf die Unterstützung der Mutter zu spekulieren! Das sei unehrenhaft und bei keinem ihrer Normalschüler bisher Brauch gewesen!

Er sei — und nun kam der obligate Satz — als „lieber Gast" herzlich willkommen, aber alle seine künstlerische Ungebundenheiten müsse er hübsch außerhalb des gastlichen Hauses lassen.

Wütend über die immer gleiche Verständnislosigkeit seines Künstlernaturells zerriß er den mütterlich salbungsvollen Ermahnungsbrief in Fetzen und der ganze alte Ekel vor der brutalen Anmaßung dieser despotischen Dickköpfigkeit, die immer und immer sich in sein Leben einmischte, kam über ihn.

Er hätte eben so gut an einen Felsblock schlagen und das Wunder Mosis daraus erwarten können, als aus diesen in Pedanterie und philiströser Einseitigkeit verhärteten Seelen einen Widerhall seiner freifühlenden Künstlernatur erhoffen.

Daß er natürlich nicht in das „gastliche Elternhaus" ging, sondern lieber oben in seinem Dachstübchen blieb, war die natürliche Folge, denn dort war er wenigstens sein eigener Herr. Was hätte er bei den Seinen auch gesollt, die ihm fremder waren, als die fremdesten Menschen? Hätte er von seiner Kunst gesprochen, welch entsetzlich veraltete Ansichten würde er als Antwort auf die seinen gehört haben? Hätte er gar seine Skizzen und Entwürfe mitgebracht, seine Aktstudien in den satten, warmglühenden Fleischtönen, welch sittliche Entrüstung hätte er hervorgerufen bei den Frauen, die alle Dinge nur nach den Moralbegriffen ihrer überlebten Kleinstadterziehung richteten. Hätte er Altarbilder, Tiere oder Landschaften gemalt, dann wäre es was anderes gewesen. Aber so?! Und dann noch eins. Hätte er die Schwelle des Mutterhauses überschritten, so wäre unweigerlich, schon aus natürlichem Instinkt sein volles Herz übergeflossen, er hätte in dem Wahngefühle, hier verstanden werden zu müssen, der Mutter das Geheimnis seiner seligen Liebe zugejauchzt und sie gebeten, sein heimliches Glück zu segnen."

Und dann wären all die Fragen gekommen, die er im Geiste schon hörte: Was ist sie? Woher stammt sie? Wie hoch beläuft sich ihre Mitgift? Hätte er sagen können: „Sie, die ich liebe, ist eine wilde Wegblume, ein armes, heimatloses, halbes Zigeunerkind, wie ich selbst, denn wir beide gleichen kräftigen Pflanzen, die über das Gehege ihrer heimatlichen Zäune weit hinausgewachsen und fremd im vaterländischen Boden geworden sind?! Wir bringen uns gegenseitig vorläufig nichts mit als unsere Liebe und die sonnige Hoffnung auf die Zukunft, die uns gehören muß, denn wir sind jung, tapfer und treu!

Hätte er der Mutter das sagen können? Nun und nimmer! Und deshalb blieb er, wo er war, rang und arbeitete weiter unter tausend heimlichen Entbehrungen und schmerzlichem Entsagen.

In seinen Briefen an Lenchen baute er seine Luftschlösser, eines schimmernder und glanzvoller, als das andere, ein falscher Stolz hielt ihn ab, ihr die Wahrheit ganz zu enthüllen, daß es doch nicht so schnell ging auf dem Wege zu den erträumten Schätzen, und er schilderte ihr sein Leben angenehmer, glänzender, als es wirklich war, mit der ihm eigenen Phantasie entwarf er ihr ein Bild seines Künstlerlebens, das sich mit der Wirklichkeit noch lange, lange nicht deckte.

Wohl verkehrte er gesellschaftlich in den besten Kreisen, die seine alten Beziehungen ihm öffneten, er war in den gutbürgerlichen und angesehenen Familien ein lieber Gast und rückhaltlos bewunderte man allseitig sein schönes, kraftvolles Talent, aber um den Schein nach außen zu wahren, bedurfte er mancher heimlichen Einschränkung, und oft besaß er nicht das Notwendigste in seiner kleinen Künstlerbehausung. Aber behaglich war's bei ihm; hübsch und wohnlich hatte er sich's gemacht, sein kleines Turmverließ, wie er sein Atelier nannte, und niemand, der ihn besuchte, sah bei ihm den Mangel und die Misere seines künstlerischen Daseins.

Er wußte, daß er sein Ziel erreichen würde, das war ihm genug und spornte ihn immer von neuem.

Lenchen harrte unterdessen in ihrer Bergabgeschiedenheit auf seine Botschaft, die sie zu ihm rufen sollte und zählte die Tage, bis sie endlich das Ziel ihrer heimlichen Wünsche erreichen würde, die Großstadt mit ihrem ersehnten Glanz, ihrem berückenden Zauber.

Halbe Tage konnte sie sitzen, die Hände im Schoß gefaltet und hinausstarren zu den sonnenumglühten Felshäuptern in wacher Träumerei. Sie hörte es von fernher wogen das brandende Getöse der Großstadt, sie sah es blendend aufstrahlen vor ihren Augen das Meer der elektrischen Lichtfluten und wie ein Rausch faßte es jedesmal ihr Herz, wenn Richard die Zeitungen ihr sandte, die er ihr versprochen hatte. Dann las sie spaltenlang die Vergnügungsanzeigen, Konzerte, Zirkus, Theater und ärgerlich sprang sie auf, wenn irgend ein tägliches Geschäft sie aus ihren Phantasien hineinriß in die Wirklichkeit ihrer stillen Berge, ihres ländlichen Hauses. War ihr früher die Heimat gleichgiltig geworden, so steigerte sich dieses Gefühl jetzt langsam in ihr zur grenzenlosesten Abneigung, ja zum starren Widerwillen gegen alles, was sie umgab.

Er schrieb ihr, daß er sorgenlos lebte und Geld verdiente — warum holte er sie denn nicht? Sie hatte bei all ihrem sonstigen praktischen Sinn keinen rechten Begriff vom Wert des Geldes und von der Schwierigkeit des Erwerbs. Als sie noch in St. Gallen war, hatte ihr Bruder und die Tante für ihre Bedürfnisse gesorgt und ihre eigenen Einkünfte hatte sie, ohne Rechenschaft geben zu müssen, für ihr Vergnügen vertändelt, ohne eigentlich verschwenderisch zu sein. Sie verstand es, aus wenigem viel zu machen und hatte viel Geschmack von jeher besessen, und was sie verdiente, hatte auf diese Weise immer gerade gereicht. Der Mangel an richtiger Erziehung kam auch in dieser Hinsicht bei ihr zur Geltung, daß niemand sie jemals gelehrt, mit dem Verdienste Haus zu halten und den Wert des Geldes zu schätzen. Es gibt eine Unzahl Menschen, die eigentlich scheinbar grenzenlos anspruchslos und bescheiden sind, denen es gar nicht darauf ankommt, wenn sie kein Geld haben, mit dem wenigsten in wahrhaft rührender Weise fürlieb zu nehmen und ohne unglücklich darüber zu sein oder sich gedrückt zu fühlen, sich einschränken in geradezu naiver Art und Weise. Haben sie aber zeitweise Geld, so rollt es ihnen durch die Finger; sie geben es aus für tausend nichtige Kleinigkeiten, sie geben es aus, als wenn es ihnen in den Händen brennte, als wenn die geringste Summe kein Ende nehmen konnte.

Zu diesen in Geldsachen beispiellos leichtsinnig veranlagten Geschöpfen gehörte auch Leni, nur noch mit der besonderen Eigenart, daß sie immer dabei glaubte, ungemein sparsam zu sein und außergewöhnliche wirtschaftliche Talente zu besitzen.

So rechnete sie im Geiste sich aus, was Richard wohl ungefähr verdiente und wie sie damit sich beide einschränken könnten. Daß eine Einnahme dauernd und regelmäßig sein muß, um damit rechnen zu können, davon hatte sie keine Ahnung und wenn er ihr schrieb, daß er hundert Mark für ein Bild bekommen habe, so erschien er ihr wie ein Großkapitalist.

Sie verbrachte ihre Tage mit tausend Träumereien, Illusionen und Entwürfen, bis die Nächte kamen, in denen sie mit fiebernder Phantasie seiner gedachte und mit halbgeöffneten bebenden Lippen nach seinen Küssen sich sehnte — bis der Morgen graute, wo sie in schweren, betäubenden Schlaf versank, aus dem sie mißgestimmt und körperlich matt und müd erwachte, wenn die Sommersonne glühend ins Zimmer brannte. Niemand von den einfachen Menschen um sie her wußte sich ihren Zustand zu deuten, sie alle hielten sie für krank und Leni ließ sie bei dem Glauben. Es verstand sie ja doch keiner. Es ward allmählich wirklich eine Art Tiefsinn, der sie erfaßte, weil ihre Gedanken sämtlich in der tatlosen Apathie ihres Hinträumens sich kontinuierlich auf das Sein konzentrirten.

Sie schlich auf den kleinen Ortsfriedhof hinaus, wo ihr Brüderchen lag und hockte sich stundenlang vor das winzige Grab. Dann sah sie die Sonne sich purpurn hinter den Bergabhängen hinuntersenken und die Wipfel der Tannen wie mit goldenem Brand umglühen, sie hörte, wie aus einer anderen Welt die Glocken der heimziehenden Herden und das Jodeln der Sennerbuben und erst wenn der Mond durch die Tannen blitzte und der Abendwind kühl von den Höhen herabwehte, kehrte sie fröstelnd heim!

Sie las wieder viel, mehr als ihr Gehirn verarbeiten konnte, las ohne Auswahl, ohne Plan und Übersicht, was ihr von St. Gallen aus der Leihbibliothek, wo sie sich abonniert hatte, geschickt wurde. Eines abends kam Ulrich nach Haus aus der nahen Stadt, wo er mit dem Pastor und dem jungen Doktor lange geredet hatte über den Punkt, der ihn lebhaft beschäftigte, der sein schlichtes Gemüt in beständiger Unruhe erhielt — über seine Schwester.

Sie saßen in der großen Wohnstube, die Dämmerung breitete ihre traulichen Halbschatten über den wohnlichen Raum, nur droben über den grauen Felshäuptern der Kurfürsten lag noch ein leichter rosiger Schimmer!

„Leni", begann der Bruder, indem er freundlich ihre müde herabhängende Hand ergriff. „Du bist krank — ich sehe es wohl. Ich hab' mit dem Doktor gesprochen und mit dem Pastor auch drüben in Krummenau — und Du weißt ja, er ist ein kluger und einsichtsvoller Mensch und kennt Dich von klein auf!"

„Die Tante drüben in Basel hat so lange schon gebeten, daß Du hinunterkommen sollst auf ein paar Tage — zu Deiner Zerstreuung! Willst Du?"

Leni sah ihn groß an, blieb einen Augenblick stumm und antwortete dann leise „Wozu soll das gut sein? Warum soll ich der Tante ein krankes Mädel ins Haus bringen? Sie hat mit ihren eigenen drei Kindern genug Sorgen und Last!"

„Du kommst auf andere Gedanken, Leni," fuhr Ulrich fort. „Du siehst andere Menschen und kommst mal wieder aus den Bergen heraus!"

„Das wäre schon etwas!" murmelte sie leise. „Und doch! Nein! Hier störe ich niemanden, hier kann ich bleiben, bis — —"

„Bis?!"

„Bis es mal wieder anders kommt. Bis mal irgend etwas geschieht, was mich gewaltsam hinaustreibt aus dieser Enge ins Leben hinein, wie in eine große, weite, schäumende Flut! Doch das verstehst Du nicht, Ulrich! Am besten wird's sein, ihr laßt mich wie ich bin!"

„Ich hab' nur gemeint," antwortete Ulrich kleinlaut, „es wär gut für Dich, denn Du bist doch nun einmal nicht fürs Land geboren und mußt Stadtluft atmen, wenn Du gesund sein sollst! Ich kann ja nichts dafür, wenn Du Dich hier nicht wohl fühlst." Dabei sah er ihr mit

seinen schönen treuherzigen Augen ins Gesicht und streckte ihr die biedere Hand hin, in die sie langsam in warmem Gefühl die ihrige legte!

„Nein, Uli," sagte sie weich und herzlich, indem sie den Arm um seinen Nacken schlang und ihr blondes Haupt an seine Schulter lehnte, „nein, Du kannst wahrhaftig nichts dafür, goldbraver Bursch, wenn Deine Schwester ein verunglücktes, jammervolles Geschöpf ist, das nirgends Ruh und Frieden findet. Vater war auch so, und das hat sich eben fortgeerbt. Du gleichst der Mutter mit Deinen sanften Augen und Deinem gutmütigen Herzen, Du hast echtes, gleichmäßig fließendes Bauernblut in den Adern, daß nicht hinaus will aus dem engen Rund dieser Hügel. Ganz wie Mutter, die wohl nie im Leben in die Stadt gekommen ist.

Ich aber bin nach dem Vater geraten, wild, lustig wie er, reißt es mich oft förmlich hinaus in die Welt, hinter der Postkutsche könnt' ich herlaufen, gleichviel wohin, nur fort, fort! Mein einziges Unglück ist, daß ich kein Junge geworden bin. Ich glaube, ich wär als Matrose aufs Meer gegangen! Sieh, Ulrich, auch wenn Du's nicht ganz verstehst, aber ich muß es Dir sagen — ich brauche Menschen, Licht, Lärm um mich herum. Ich liebe die Menschen nicht, ich hasse sie sogar manchmal, nie habe ich eine dauernde Freundin, einen festen Bekanntenkreis gehabt, aber ich brauche die Menschen, ich muß mich mitten unter ihnen wissen. Dann nur fühle ich, daß ich lebe!"

Sie war aufgesprungen und ging im Zimmer auf und nieder, ihre Augen glühten, ihre Hände griffen nervös in die Luft, ihr ganzes Sein war in Empörung.

„Dann reise doch fort, Leni — geh doch nach Basel Ich bin überzeugt, daß es Dir gut tut," sagte Ulrich, der nur eines sah, nur eines verstand, daß sie krank war — krank durch die Monotonie ihrer täglichen Umgebung! — „Ich will mirs überlegen! Vielleicht hast Du Recht!"

Und sie ging hinaus.

Sie brauchte Luft, freien Himmel über sich! — Langsam schritt sie die lange Dorfstraße hinunter dem Friedhofe zu, während Ulrich hinter der kleinen Gardine vom Fenster aus nachblickte, bis sie an der Biegung des Weges verschwand!

Am nächsten Sonntag war auf einem der umliegenden Dörfer Kirchweih und Leni hatte sich auf ihres Bruders Bitte entschlossen, einmal wieder wie früher an seiner Seite das ländliche Fest mitzumachen. Er war ja so stolz, so seelenvergnügt, wenn er seine Schwester ausführen und mit ihr glänzen konnte. Am Tage war sie einsilbig und mißgestimmt gewesen, obwohl sie sich redlich zusammengenommen hatte, aber es war ihr unangenehm, von allen alten Bekannten der Umgegend angesprochen und befragt zu werden, all den vielen, ihr so grenzenlos gleichgiltigen Menschen, die sie jahrelang nicht gesehen, Rede stehen zu müssen. Schulfreundinnen, die sie bis auf den Namen vergessen hatte, kamen mit der ganzen spontanen Herzlichkeit auf sie zu, drängten sich um sie und staunten sie an. Ja, sie war wirklich herausgewachsen aus diesem Rahmen, das fühlte sie heute mehr als jemals. Sie hatte ihr einfachstes Kleidchen angezogen und absichtlich gerade heute die bäuerische Tracht vermieden und wie sie unter den anderen stand mit der schlanken, fast aristokratischen Figur, dem flammenden Goldhaar und den großen klugen Augen in dem feinen Gesicht, da hätte keiner für möglich gehalten, daß die drallen Bauerndirnen mit den runden Apfelbacken, den formlosen Taillen und den groben Händen um sie her, Schulfreundinnen, Cousinen und Schwägerinnen waren.

**Jung gewohnt, alt getan.** Nach dem Gemälde von O. Piltz.

All das hatte sie verstimmt und ließ ein unbehagliches, fremdes Gefühl nicht weichen, so ehrlich sie auch dagegen ankämpfte.

Der Abend brach an und in dem großen niedrigen Saale im Dorfwirtshaus begann der Hauptteil des Festes, der Tanz.

Und sonderbar, sobald das mehr als bescheidene Orchester, das aus Brummbaß, Trompete und zwei Klarinetten bestand, die ersten schauerlich-schönen Töne zum Reigen intonierte, schien wie mit einem Zauberschlag von Leni die seelische Apathie, die häßliche Verstimmung zu weichen. Sie blickte vor sich hin in den menschenvollen Saal und tausend Erinnerungen wurden in ihr wach. Ihre Phantasie hatte die Midasgabe, alles zu vergolden, um alles bunte Zauberschleier zu breiten, und so schloß das Mädchen in ihrer Ecke die Augen und sah vor sich im Klang der wiegenden Musik die lichtdurchfluteten Räume glänzender Ballsäle, es umschwirrte sie, wie das neckische Flüstern unsichtbarer Ballgeister,

wie der Duft von Blumen und Champagner stieg es zu ihr empor und ihr ganzes Gefühl sonnte sich in der eingebildeten Welt.

Plötzlich schrak sie empor.

Ihr Bruder redete sie an.

„Leni! Hier ist ein alter Bekannter von Dir, der mit Dir tanzen will, wenn Du magst", sagte Ulrich und wies auf einen jungen Bauernburschen, der neben ihm am Tische dicht vor dem Mädchen stand. Das Urbild strahlender, jugendlicher Mannesschönheit, ein schlanker, kräftiger Bursch von etwa 22 Jahren, mit edlem, sonnengebräuntem Gesicht, das volles schwarzes Haar umrahmte. Die großen dunklen Augen fest auf Leni gerichtet, sagte er lachend:

„Kennst mich noch, Leni? Wie verwundert sie mich anschaut? Ja, ja, ich bins selber, der Fritz aus der Mühle, der alte Spielkamerad! Weißt's jetzt?"

Lächelnd streckte das Mädchen dem jungen Menschen die Hand hin und sagte: „Ja, das hätte ich allerdings nicht erraten können! Der kleine Fritz! Wie lange haben wir uns nicht gesehen?"

„Ins sechste Jahr geht's!" antwortete er, indem er sich dicht neben sie setzte, „damals warst Du noch ein ganz winziges Ding, aber wie Du siehst, vergessen hab' ich Dich nicht. Hübsch warst Du ja damals schon, aber daß Du so schön werden würdest, wie Du jetzt bist, das hätte ich mir damals doch nicht träumen lassen!" Und dabei sah er sie an mit einzigen langen Blick, der verzehrend über ihre ganze Gestalt glitt. Sie fühlte, wie sie errötete und sagte kurz: „Fang Du nicht auch an zu schmeicheln, wie die anderen! Sei nicht langweilig, und erzähl mir lieber was Vernünftiges, was aus Dir geworden ist!"

„O, nicht viel," lachte der Bursch. „Ich habe mich in der Welt herumgetrieben und alles mögliche versucht! Hab auch Glück gehabt und mir doch soviel zusammengespart, daß ich unser altes Anwesen drüben im Grund, weißt Du, wo wir als Kinder immer gespielt haben? voriges Jahr hab' zurückkaufen können. Und da sitz ich nun als angehender Junggesell! Aber lang hält's mich im Dorfe doch nicht, das weiß ich. Ich hab' zuviel Großstädte gesehn und da ziehts mich immer wieder hin."

„Das fühl ich Dir nach, Fritz," antwortete Leni mit aufblitzenden Augen. „Das faßt einen wie ein Rausch, wie ein wilder Rausch, der einen nicht wieder losläßt. Ist's denn wirklich so herrlich?" Und sie rückte ganz dicht an ihn heran und lauschte ihm, an seinen Lippen hängend, wie er ihr von Nizza und Paris erzählte, von all den lustigen Dingen, all den großartigen Eindrücken. Und die Tanzmusik spielte dazu, die wilden Paare wirbelten an den beiden vorüber und unabsichtlich hatte beim Plaudern der hübsche Bursch seinen Arm um die blühende Mädchengestalt gelegt und sah sie an mit den schönen feurigen Augen, aus denen eine stumme Sprache Dinge flüsterte, die sein Mund nie gewagt haben würde zu bekennen.

Dann kamen sie auf die Vergangenheit, auf all die kindischen und doch so bedeutungsvollen Spiele, die sie mit einander gespielt, halb unbewußt und doch heute unvergessen von ihm wie von ihr. Es war, als ob er tausenderlei kleine Erlebnisse aus dem Schlaf rüttelte, die jetzt, lebendig geworden, wie neckische Kobolde sie umschwirrten.

„Weißt Du, Leni," sagte er, „wenn ich so drüber nachdenke, seltsam war's doch, und schön zugleich! Welch eine wilde Katze Du damals warst, als blutjunges Ding, als wenn tausend Teufelchen in Dir steckten. Wie oft hast Du mich gekratzt und gebissen, wie der wildeste Junge und nicht zu bändigen warst Du in Deiner Wildheit. Aber eins — na, heute kann man's Dir ja sagen — küssen konntest Du damals schon, daß es einem siedend heiß durch alle Adern lief! Das hast Du wohl ganz verlernt jetzt? Gelt?"

„Ja!" sagte sie schroff, indem sie plötzlich und unvermittelt aufstand. „Ich werd's wohl verlernt haben, denn ich hab's lange nicht probiert! — Aber kratzen und beißen kann ich heut noch, wenn mir einer zu nahe kommt!" Dabei sah sie ihn an, nicht böse, nicht beleidigt, sondern keck und herausfordernd, wie sie ihn als Buben angesehen hatte, wenn sie in tollem Jagen über Wiesen und Felder neben einander hergerast waren.

Auch er war aufgestanden, trank sein Glas aus und fragte, indem er ihren kampflustigen Blick erwiderte: „Hast Du als Stadtfräulein auch verlernt, mit einem alten Spielkameraden zu tanzen, wenn er auch nur ein Bauer ist?"

„O, nein!" lachte sie hell auf — „zu tanzen verlerne ich nie und mit wem ich tanze, ist mir vollkommen gleichgültig — vorausgesetzt, daß er gut tanzt."

„Also versuchen wir's," antwortete Fritz und schlang den Arm um sie und langsam drehten sich beide durch den Saal. Drückende Schwüle lag trotz der geöffneten Fenster über dem niedrigen Raume, heiß war die ganze Luft von den vielen Menschen und den brennenden Lichtern, heiß war draußen die Sommernacht, heiß waren die Augen des jungen Menschen, die unverwandt in die ihrigen tauchten, und glühend war der Atem, der über ihr Gesicht hinstreifte.

Der Tanz war aus. An Fritz's Arm trat Leni ins Freie hinaus, in die sternklare weiche Sommernacht. — „Ach, wie wohl das tut nach all dem Qualm und Staub," sagte Leni und atmete aus voller Brust die herrliche Nachtluft ein.

„Nun hör' mal, Lenchen," begann der junge Bursch, indem er ihre Hand, die auf seinem Arme lag, fest an sich preßte, „das Tanzen hast Du nicht verlernt. Und nun will ich Dir auch noch etwas sagen. Vorhin hätte ich nicht den Mut dazu gehabt, aber jetzt — jetzt finde ich vielleicht die richtigen Worte."

Leni sah den jungen Menschen an, dem der Mond voll in das hübsche Gesicht schien und nur der fragende Blick ihrer lustigen Augen ermunterte ihn, fortzufahren.

„Schon als ich Dich vorhin wiedersah, kams über mich und ich muß Dir's heut noch sagen, sonst drückt mir's das Herz ab. Wirst Du mir auch nicht böse sein?"

„'s kommt d'rauf an," antwortete Leni ruhig, die sich noch nicht denken konnte, wo er hinaus wollte. „Sprich nur, Fritz, ich will Dir ruhig zuhören."

„Also sieh", begann er zögernd, „meine Mutter wird alt, meine beiden Schwestern sind verheiratet und ich mag nicht mehr aus dem Dorf heraus, sondern will hierbleiben und was Gescheites anfangen mit dem Geld, was ich mir gespart habe und da dacht' ich —"

„Ich sollte Dir zu etwas raten?" antwortete Leni lachend, während es heiß in ihr aufstieg in jähem Schrecken. „Lieber Fritz, da mußt Du eine Praktischere fragen, denn ich kann Dir gar keinen Rat geben — aber auch gar keinen!"

„Nein — Lenchen — das ist's nicht," stotterte Fritz, den Lenis Antwort ganz aus dem Konzept gebracht hatte. „Ich wollte Dich fragen, ob Du Dich nicht entschließen könntest, meine Frau zu werden! Schon als Bub hab ich Dich immer lieb gehabt und tausendmal an Dich gedacht. Keine hat mir je so gefallen wie Du und heute, als ich Dich wiedersah, da ist es mir auf einmal klar geworden, daß ich Dich unbändig lieb habe."

Er wollte dabei ihre Hände fassen, aber sie entzog sie ihm schnell und trat unwillkürlich einen Schritt zurück.

„Aber Fritz!" erwiderte sie befangen, „ich bitte Dich —"

„Was denn?" fragte er lachend, fast trotzig! „Daß ich Dich lieb habe, weißt Du ja lange schon. Dein liebster Spielkamerad bin ich immer gewesen. Und wenn ich Dich nun und keine andere zur Frau haben möchte, so kann Dich das doch nicht wundern, denn wir beide sind doch die einzigen hier, die zu einander passen."

„Meinst Du?" sagte sie leise, indem sie ihn wie träumend anschaute. Dann schwieg sie wieder und er fuhr fort.

„Überleg Dir's, Lenchen. Heut, wenn Du nach Haus kommst, denk mal darüber nach — und Ende der Woche komm' ich und hol mir Bescheid! Aber das sag ich Dir", — und dabei trat er dicht vor sie hin und sah ihr mit den schwarzen Augen so heiß, so tief in die ihren, daß ihre Blicke sich unwillkürlich senkten, „abweisen laß ich mich so leicht nicht, und wenn Du nein sagst, dann laß ich's nicht gelten und gehe Dir Trotzkopf nach, auf Schritt und Tritt, bis Du endlich ja sagst! Und nun behüt Dich Gott Leni — und nichts für ungut."

Er reichte ihr seine Hand hin, in die sie mechanisch die ihre legte. Es war eine feste, aber harte und verarbeitete Rechte, die ihre zarten Finger umschlossen hielt und da mit einem Male überkam sie es wie ein Gefühl von Ekel, Furcht und Grauen vor allem, was sie umgab.

Sie riß sich los und flog, wie ein gehetztes Wild in den Tanzsaal hinein, während der junge Bursch ihr kopfschüttelnd nachschaute.

Kurz und rauh faßte sie Ulrichs Arm und sagte drängend: „Wir müssen fort! Ich fühle mich unwohl! Laß alles stehen und liegen und komm, sonst geh' ich allein!"

Schweigend wanderten sie zusammen über die ruhige, menschenleere Dorfstraße. Keiner sprach ein Wort, alles war still und weit hinter ihnen klang aus den offenen Fenstern die lärmende Tanzmusik und lautes lustiges Singen und zeitweilig schlug in den Gehöften, an denen sie vorbeigingen, ein Hund an.

(Fortsetzung folgt.)

---

# Jephtas Tochter.

Skizze von G Zündorff-Düsseldorf.

Vor Schrecken war er in einen Stuhl gesunken, der nicht einmal einen Boden besaß, als sie ihm ihre Vorwürfe und Beschuldigungen entgegenschrie, ohne alle Umschweife, nur so aus dem Handgelenk heraus.

Ein Ehrloser war er, ein Meineidiger, ein Schuft, ein Lump und zum zweiten Male ein Meineidiger, dieses Mal im höchsten Affekt, kurz alles, wozu man aus dem rosigen Munde eines „Modells" nur immer werden kann.

Und das alles auf seine harmlose Bemerkung hin, daß man heute früh aufhören müsse, weil er seine Braut besuchen wolle.

Und nun, wo Adele gegangen, hockte er, das verkörperte Schuldgefühl, immer noch in seinem bodenlosen Stuhl, dessen Rahmen ihn arg zwickte, und versuchte seine Schuld an der ganzen Geschichte festzustellen.

In einer Ecke lag noch das kostbare Kostüm der Tochter Jephtas, darin sie zur Opferung schreiten sollte, Adele hatte es sich nur so vom Leibe gerissen. Und daneben lag ein moderner Gürtel, dessen Schnalle baumelte.

Also, er hatte sie um Heimat, Eltern, Bräutigam, um den schönsten Verdienst und die blühendste Jugend gebracht. Um Alles! Alles! Alles! Und das alles in drei Monaten!

Ja wenn das stimmte, dann war er freilich ein ganz gemeiner Kerl, ein Erzhallunke und verdiente die Höllenstrafen, die sie ihm zudiktiert .... Aber Gott sei Dank! — Es stimmte nicht!

Von München war sie allerdings gekommen, darin hatte sie recht. Aber nicht um seinetwillen . . . Nur so quasi, auf Gastspiel. Sie wollte sich die Modellverhältnisse 'mal ansehen; war's nichts, dann fuhr sie eben wieder weg und versuchte ihr Glück anderswo.

Daß sie sich kannten! Ja du lieber Gott! . . . Er war eben zwei Jahre in München gewesen! — Natürlich, wenn er geahnt hätte, daß Fräulein Adele Schreiber in 34 Akt stand, dann hätte er einen weiten Bogen um München herum gemacht. — Selbstverständlich!

Daß es ihm besonders gefreut oder gerührt hätte, als er sie eines Tages in Düsseldorf wiedertraf, konnte er sicher nicht sagen. Aber weil sie über schlechte Zeiten klagte, und Magdalene, die ihm grade saß, mal wieder durchgebrannt war, so nahm er sie mit. . . .

Für die Stunde kriegte sie 80 Pfg., das war doch verd . . . genug. Er zahlte den Preis auch nur aus Freundschaft.

Und nun sollte er sie so mitleids- und gewissensbar einfach um alles gebracht haben; um Heimat, Eltern usw. usw.

Ob sie überhaupt noch Eltern hatte? — Heute mimte sie die „Tochter edler Herkunft" und morgen „die Waise von Lowood" ganz wie es ihr in den Kram paßte. Den Bräutigam wechselte sie wie ein Hund die Haare, das würde ihr diesesmal auch das Herz nicht brechen. Blieben also noch der „schöne Verdienst" und die „blühende Jugend"! . . . Zum Henker! Mehr wie acht Groschen für die Stunde gab ihr kein Mensch! Und die Jugend . .? Na, die hatte sie längst hinter sich! Damals in München schon.

Von der Staffelei nickte Jephtas Tochter freundlich zu ihm nieder und löste zentnerschwere Seufzer in seiner Brust.

Damit wars nun vorläufig nichts. Fräulein Magdalene war von ihrem letzten Ausflug ziemlich zerzaust zurückgekommen und würde vorläufig wenig taugen. Und die andern . ? Ach die anderen! Schund, einfach Schund . .!

Nach kurzer Zeit angestrengten Grübelns erhob er sich, nein, zog er sich mühsam aus seiner Sitzgelegenheit heraus und begann im Atelier auf- und abzuwandern. Ach, diese infamen Weiber! Wütend stieß er das Kostüm zur Seite und trat zugleich Adelens Seitenkamm tot, den sie in der Eile vergessen hatte. . . .

Wenn er jetzt seine Ausstellung nicht herausbrachte, war er blamiert, unsterblich blamiert in den Augen seiner Braut und ihrer allerdings höchst ehrenwerten, aber hoffnungslos kunstfremden Familie. Und Jephtas Tochter sollte der Haupt-, Mittel- und Glanzpunkt der Veranstaltung werden.

Schon sah er des Rentners Cremer, seines schwerreichen Schwiegervaters ironisches Grinsen: „Na, Herr Malöhr, Ihr wollt ja ausstellen am achtzehnte? Heut, ham' mer der zwanzigste, aber in der Kunsthall war nix zu seh'n! Da würd' ich mich doch 'emal hinter setzen! Oder soll ich 'emal hingeh'n, watt?"

Ach ja, zuvorkommend war der Schwiegervapa schon, zumal dann, wenn's einem unangenehm war. Man sollte die Eltern doch nie nach den Töchtern taxieren! Und wenn er nicht so ehrenhaft gewesen wäre? Der hinterlistige Kuß auf der Redoute hätte manchen noch zu gar nichts verpflichtet, sicher nicht, wenn Linchens Tante nicht wie ein Drache auf ihn losgestürmt wäre. Na, nun waren sie eben verlobt, nun hieß es sein Kreuz mit Würde tragen, zumal es ja auch ganz nett vergoldet war. Und einmal muß der Mensch ja doch dran glauben, selbst der Maler!

Verdrossen schaute er auf seine Uhr — seitdem er verlobt war, besaß er nämlich eine aus Tula, die dem Rentner immer auf die Nerven fiel — und stellte fest, daß es nun an der Zeit sei, zu Linchen zu gehen.

Den ganzen Abend saß er bedrückt neben seinem mollig rundlichen, blonden Bräutchen. Immerzu fragten sie ihn nach seiner Ausstellung — er fühlte schon jetzt die Spitzen — und redeten ihm das Trommelfell zum Sieb. Dann fragten sie scheinbar interessiert, ob er auch was täte, und wie weit er schon sei, und schließlich, was er hätte; er wäre ja so still.

„O, er hätte gar nichts! Er wär' auch gar nicht still."

Wozu sollte er ihnen die leidige Geschichte erzählen? Dann gab's wieder die bekannten Ausfälle gegen die Modelle im allgemeinen und gegen seine Modelle im besonderen. Denn natürlich, er suchte sich immer die liederlichsten und leichtsinnigsten heraus; davon waren sie fest überzeugt. Aus welchen Gründen freilich, das sagten sie ihm nicht. Aber, daß diese Gründe nur wenig schweichelhafter Natur sein konnten, das fühlte er. Ach ja, warum hatte er Linchen hinterrücks geküßt!

Und überhaupt die Modelle! — Herr Cremer hätte sein Töchterchen viel lieber einem Landschafter gegeben, wenn's denn absolut ein Maler sein mußte. — So'n Figurenmaler! Nein, viel hielten sie nicht von ihm, ihnen mußte er sein Mißgeschick schon verschweigen. Aber nachher, als die Tante sie fünf Minuten allein ließ, da erzählte er es Linchen doch, damit sie einmal Malernöte kennen lerne. Linchen hörte teilnahmsvoll zu und meinte dann: „Wenn wir verheiratet sind, dann brauchst Du gar keine Modelle mehr."

„Nein?" fragte er lächelnd und sah sie erwartungsvoll an. Sollte er am Ende gar die Verwaltung der schwiegerväterlichen Häuser übernehmen?

„Tja! Dann sitze ich Dir einfach", meinte sie, sich an seiner Verwunderung weidend.

Ach herrjeh! Das waren ja nette Aussichten. Aber nur nichts merken lassen!

„Soo, das ist ja riesig nett von Dir, aber leider hab' ich jetzt nichts davon."

Wieder bedachte Linchen sich ein Weilchen und schließlich platzte sie heraus: „Ich könnte Dir ja jetzt schon sitzen?"

„Nein, nein," protestierte er, „das geht nicht, sicher nicht, Linchen. Später, wenn wir verheiratet sind —"

„Och, das ist doch schon so oft dagewesen — daß —" bestand sie auf ihrem Willen.

Ach du Güte! Nun würde sie vermutlich noch mit Beispielen kommen. Sie verstand eben nicht, daß sich eines nicht für alle schickt. Später 'mal, später 'mal, in Pastell . . . gewiß gerne, wenn es sich denn gar nicht umgehen ließ. . . . So konnte man ihr molliges Persönchen ja 'mal verewigen, ein bißchen idealisiert und drunter „Porträt meiner Frau" . . . das mochte sich ganz gut machen . . . Aber als Tochter Jephtas! Herr du meine Güte! Laut sagte er: „Nach Herrn Akiba ist überhaupt alles schon 'mal dagewesen, sogar mein süßes blondes Linchen, das mir doch so einzig vorkommt!"

Hatte er Glück, dann verstand sie die Schmeichelei und damit war die Sache erledigt . . . Aber sie schmollte:

„Ach geh mir doch mit Deinen alten ekligen, türkischen Theaterstücken!" „Ben Akiba war'n Weiser!" warf er ein . . . Sie schenkte ihm einen feindseligen Blick: „Am Ende bin ich Dir nicht schön genug! Laß' nur sein!", und schon drohten die Wasserkünste . . . „andere malen mich ganz gern. Professor Schmerling . . ." Da spielten die Wasserkünste wirklich.

Nun hätte er am liebsten gesagt: „Professor Schmerling ist auch ein Malschwein, dem man seine Farben wegnehmen sollte." Aber nun, wo sie weinte, nahm er sie sanft in seine Arme, schloß die schmerzlich geöffneten Lippen mit einem Kuß und tröstete sie.

Aber Linchen ließ sich nicht beruhigen: „Geh", knurrte sie und entwand sich seinen Armen, ich bin Dir ja doch nicht gut genug. Deine Modelle . . ."

Nun war er gekränkt: „Aber Schatz! Ich meinte nur, weil es doch so sehr anstrengend ist. Sieh mal die Modelle . . ."

„Ach, was die können, das kann ich längst", fiel Linchen ihm in die Rede und reckte sich kampfbereit.

Na, dachte er, zum Glück kannst Du doch noch nicht alles, was die können, mein blondes Täubchen, die sind nämlich sehr vielseitig. . . . „Ja", sagte er schließlich, „wenn das Dein Ernst ist, dann sprich mit der Tante. Ihr müßt aber um zehn da sein. Von zehn bis eins". Linchen drückte ihm dankbar die Hand. Und dann mußte er plötzlich gehen, dem Sturm mit der Tante fühlte er sich doch nicht gewachsen. Ihr durch die geöffnete Küchentür einen Gruß zuwinkend, verschwand er schnell im Flur. Linchen folgte ihm betreten und die Tante kam doch noch heraus. . . . „Warum er denn schon weg wolle, sie mache doch eben Abendbrot . . ." Und während Linchen ihm in den Mantel half, hörte die Tante zerstreut zu, wie er etwas von Malkasten und Besprechung fabelte und von einem Fest . . . Bei dem Worte Fest wurde die Tante plötzlich hellhörig. „Ein Fest? O, da mußte Linchen aber auch mitmachen". „Natürlich! Selbstverständlich!" beeilte er sich zu versichern.

Dann bekam Linchen noch einen Kuß, die Tante einen wütenden Händedruck und, immer zwei Stufen auf einmal nehmend, sprang er die Treppe hinab. Unten atmete er befreit auf. Na, die sollten nur kommen morgen früh! Er würde ihnen die Neigung zum Modellstehen schon austreiben.

In heiterster Stimmung trabte er zum Malkasten, um in Gambrinus' schäumendem Naß sich Mut zu trinken zum bevorstehenden Kampfe. Am folgenden Morgen hatte er ein bißchen Kater . . aber natürlich ein ganz klein bißchen nur. Ein Malermagen ist ja so kunstvoll eingerichtet! Neun Monate Charwoche und dann im letzten Quartal alle Wonnen der sieben fetten Jahre auf einmal. . . . Das hat mich, so oft ich auch zweifeln mochte, immer wieder davon überzeugt, daß man zum Maler geboren werden muß. Alle Erziehung hilft da nicht! Selbst wenn man in Unterprima geschwenkt wird, und dann, weil man seine Lehrer karikieren und nun nicht das „Jus" lernen kann, die Akademie nur so als Vorhalle der Boudoirs betrachtet, es hilft alles nichts! Der Magen, der Magen! Daran liegt's. Der macht also die Zukunft! Linchens Bräutigam hatte also Kater und saß verdrossen und mit Haarweh in seinem gesundesten Sessel, als sich plötzlich, so gegen elfe, die Ateliertüre öffnete und mit großem Applomb Tante, gefolgt von der blonden Schönheit eintrat. Also doch! . . . Wie sehr er auch auf ihr Ausbleiben gehofft, doppelt gehofft, als am Morgen keine bejahende Antwort kam, nun waren sie da, leibhaftig wahr und wirklich!

Zeit zur Begrüßung ließen sie ihm gar nicht, sondern setzten ihm gleich gründlich auseinander, was für ein Opfer sie ihm brächten, ihm und seiner Kunst. Das Wort Kunst sprachen sie ein bißchen verächtlich aus. Und darnach setzten sie sich, die Tante auf den Divan und Linchen auf den Bodenlosen, auf dessen äußerem Rand sie ängstlich balancierte. Erst meinten sie, nun wolle man doch gleich beginnen, und dann begannen sie zu erzählen. Sie fragten, kamen vom Hundertsten ins Tausendste, kritisierten die Bilder und Studien an den Wänden, alles mit wichtigen Mienen und rührender Unkenntnis. Als der Gesprächsstoff erschöpft war, flatterten ihre Blicke durch den Raum, von des Malers Augen ängstlich begleitet . . . . und trafen sich bei den Trümmern von Adelens Hauptschmuck.

Was denn das wäre? — „Ach nichts!" — „Nu', das ist aber doch 'n Kamm!" — „Ach Gott von irgend 'nem Frauenzimmer!" Er bemühte sich, das recht verächtlich zu sagen, aber es nützte nichts, den

Gürtel entdeckten sie doch, und auch daß die Schnalle baumelte. . . . . O! über Adelens Liederlichkeit!

„Ihr scheint euch ja hier richtige Schlachten zu liefern?" meinte die Tante streng.

Ihn schien der Teufel zu reiten, und er versuchte die Sache ins Lächerliche zu ziehen: „Ja, man muß sich doch so ein bißchen für die Ehe trainieren!" . . . . . O, wenn Blicke Dolche wären . .! Zwei empörte Augenpaare schienen ihn durchbohren zu wollen, ob seiner frivolen Auffassung vom heiligsten, privilegiertesten Krieg. Diesesmal hätte er wirklich d'ran glauben müssen!

Aber sein Maß war noch nicht voll!

„Schön weich dat Sofa hier!" sagte die Tante beziehungsvoll und fuhr mit ihren Patschhändchen liebkosend über den Moquet ihrer Sitzgelegenheit.

„O ja, sehr schön!" brummte er zurück und fragte sich innerlich, was nun wohl folgen würde.

Aber die Tante hatte schon wieder was entdeckt. Dieses Mal war es eine Haarnadel, eine richtige, große Haarnadel. Wie eine Trophäe schwenkte sie sie hin und her: „Und was ist das? was ist das?" Linchens Augen wurden schreckhaft starr: „Emil . . .!" stöhnte sie. Ihm brach der Angstschweiß aus. O hatten die Weiber 'ne Phantasie! Mit stockender Miene brachte er hervor: „Aber das ist doch von . . . da, ich will's euch beweisen . . . . da, als ich die Leda malte . .! Von der Adele . . ." Wütend zerrte er die Leda aus der Ecke hervor und staubte sie mit seinem Taschentuch ab, was allseitig mißbilligend bemerkt wurde.

„Linchen!" rief die Tante vorwurfsvoll und Linchen wandte sich errötend ab.

Dann sagte die Tante den Sünder streng betrachtend: „Und so was malen Sie? Pfui! Bah! So ne ordinäre Frauensperson? . . . Pfui!"

„Ja . . . aber . . . wenn ich erst verheiratet bin, dann . . . natürlich liebe Tante dann . . .!" stotterte der Unglückselige entschuldigend und stützte sich schwer auf die so arg gescholtene Leda . .

Da öffnete sich die Türe und herein trat Fräulein Adele Schreiber. Ohne sich im geringsten um die Damen zu kümmern, ging sie schnurstracks zu dem Maler hin . . . . . „Der Hals ist ja viel zu kurz", knurrte sie wütend, und stellte das Bild wieder in seinen Winkel.

Samoanische Schönheiten.

Die Damen schauten entrüstet zu und ihre Gefühle erreichten den Höhepunkt, als Adele, sie ganz so von oben her grüßend, auf ihren Gürtel los marschierte.

„Komm, Linchen, komm Kind! Wir haben hier nichts mehr zu suchen", sagte die Tante mit stockender Stimme.

Aber Linchen kam nicht. Wie geistesabwesend starrte sie bald Fräulein Adele bald ihren gänzlich vernichteten Bräutigam an, und wäre der Stuhl nicht gar so unbequem gewesen, das Atelier hätte zweifellos eine der so seltenen garantiert echten weiblichen Ohnmachten erlebt. So beschränkte Linchen sich darauf, ein paar Mal tief zu seufzen und dann recht vorsichtig sich zurückzulehnen.

Nun entdeckte das Modell seinen Kamm und die Tante schob ihm mit dem Fuße auch die Nadel hin . . . Ueber solche Mißachtung geriet Adele in hellen Zorn. Heftige Worte schwirrten hin und her, und dazwischen erklirrte ein Ringlein am Boden.

Dann zog die Tante das schluchzende Linchen wütend aus der Tür. . . .

Stumm sank der Maler in seinen Sessel. „Stirb Lieb und Freud!" Zweimal hunderttausend Mark entschwanden in nebelweite Fernen.

Auf dem Diwan lag Fräulein Adele und spielte mit Linchens zertretenem Treuepfand Dann warf sie es dem Maler lachend zu.

„Danke!" sagte der, geistesabwesend, und steckte es zu zwei anderen an den linken Goldfinger.

„Drei Ringlein, drei Ringlein an einem Finger und jedes ein toter, gebrochener Schwur!" deklamierte das Modell.

„Du", schrie er, und fuhr wütend herum. „Du, nächstens bleibst Du von meinen Büchern, verstehste! Du Kanaille Du!"

Nun sagte sie „Danke".

Dann starrten sie sich eine Weile an und wurden zusehends freundlicher. Schließlich fragte er knurrig:

„Hast Du gegessen?"

„Nee!" klang es ebenso zurück. . . . Erst besann er sich eine Weile, dann sagte er: „Na, nu los! Da haste 'ne Mark, nu hol was. Aber fix fix, bis viere haben wir nur Licht! . . . Wollen der Bande doch mal zeigen, daß wir noch zweihunderttausend Mark verdienen können!"

Und was jetzt noch kommt? . . . Außer Brot und Wurst, halt! und einem Liter Düsseldorfer Bier zu Mittag, am folgenden Morgen ein Einschreibebrief von Papa Cremer, der dem Maler Linchens Liebe, einen Ring, zwei Sofakissen, eine Zigarrentasche und eine Kaffeemaschine kündigte. Der Verlust der letzteren traf den Lukasjünger am schmerzlichsten, ja, entlockte sogar Fräulein Adelen mehrere Seufzer und einen kräftigen Fluch. Dann nach sechs Wochen kam noch ein Modellmarder, Skizzenschnorrer, Mäcenas, Kunstkenner, Freund und Förderer, oder wie man ihn nennen will, der Jephtas Tochter gleich von der Staffelei weg kaufte. Tausende waren es allerdings nicht, aber damit es viel aussähe, zahlte er die geringe Summe in Einmarkstücken und gab noch ein Souper als Draufgeld.

Und wie es dem Maler und Linchen sonst noch erging? . . . Ja, das ist nun sehr schwierig zu sagen, aber eigentlich bin ich für den Charakter meiner Helden verantwortlich. . . . Also nehme ich zu ihrem und meinem Besten an, daß sie sich nicht wieder versöhnt haben. Man muß immer konsequent sein. Vermutlich hat Linchen, gewitzigt durch ihre Erfahrungen, einem mehrfachen Hausbesitzer sich verbunden. . . Und der Held . . .? Ach, Maler werfen doch alle Voraussetzungen über den Haufen. Wozu da also sich bemühen . . .!

---

# Das Messer.

Ein Reiseabenteuer von Georg Hermann (Berlin).

In Modane hinter dem Mont Cenis ist Zollstatien zwischen Italien und Frankreich. Ich kam von Italien herauf. Die einzige Waffe, die ich bei mir führte, war ein fester, eichener Stock. Als ich von der Zollrevision kam, stieg ich in einen Abteil, in dem schon zwei Herren saßen. Sie gefielen mir nicht. Der eine von ihnen hatte scharfe, durchdringende Augen über einer spitzen beweglichen Nase, einen hängenden Schnurrbart und eine etwas verdächtige, lauernde Regsamkeit. Einer, mit dem man nicht gern allein sein möchte. Der andere war blond, nichtssagend, hübsch, aber eigentlich weichlich. Seine Kleidung war gut, aber von der Reise wohl etwas mitgenommen. Man hätte alles aus ihm machen können. Er hätte ebensogut einen stellungslosen Weinreisenden, wie einen Glücksritter oder Hochstapler abgegeben. Sie gefielen mir durchaus nicht, diese beiden Reisegefährten. Meine Empfindung war vom ersten Augenblick an gegen sie, und ich beschloß wieder auszusteigen, um einen anderen Abteil mir zu suchen. Aber ich fand auf dem Bahnsteig keinen Träger für mein Handgepäck, und so mußte ich wieder in das alte Coupé zurück. Das erste, was ich bemerkte war, daß mir mein Stock fehlte. Ich hätte nun hundert Eide geleistet, ihn mit hineingenommen zu haben, aber immerhin, es war doch möglich, daß ich ihn auf der Zollstation gelassen hatte. Sicherlich hatte ich ihn nur drüben gelassen. Noch einmal zurück zu gehen, dazu blieb nicht Zeit; und so fuhr ich also fort ohne meinen handfesten Reisebegleiter.

Die Herren zogen mich sogleich ins Gespräch. Der eine sprach ein sehr elegantes Französisch mit echtem Pariser Tonfall, während die Aussprache des anderen, des Blonden, hart war und im Ton fast nach deutsch klang. Sie boten mir allerhand Eßwaren an, und ich nahm aus Höflichkeit, aber nicht bevor sie selbst gegessen hatten. Denn mir kamen diese beiden, vor allem aber der Schwarze, wenig geheuer vor. Und richtig — da zieht er aus allen möglichen Taschen in kleinen Lederbeutelchen goldene Uhren heraus und zeigt sie seinem Nachbarn. Die Uhren waren zwar plombiert, wie es Reisemuster sind, die zollfrei ins Ausland gehen, aber immerhin, der unheimliche Reichtum dieser Lederbeutelchen aus allen möglichen Taschen und Täschchen, und die Art, wie er sie seinem Komplicen — denn die beiden gehören doch sicherlich zu-

sammen — zeigt, stillschweigend eine nach der andern ihm zureicht, behagt mir nicht und bestärkt mich darin, daß den beiden nicht zu trauen ist. Jetzt kommt noch ein dritter junger Mensch hinzu; und wie man ihn begrüßt, das läßt auf eine lange Bekanntschaft schließen. Dann — es ist indessen tiefe Nacht geworden — steigt eine Familie aus Aix les Bains ein; man plaudert, der Unheimliche erzählt — ein graziöser Charmeur — von Venedig, von Pompeji, von New York, der Blonde schenkt den niedlichen Töchtern aus Aix les Bains Papstmünzen — so kleine Medaillen, wie man sie auf dem Petersplatz in Rom kauft — aber all das benimmt mir nicht mein leichtes Mißtrauen. Nun — in Culoz werde ich ja meine Reisegenossen los! Denn der Zug fuhr nach Paris, während ich nach Genf wollte. In Culoz verlasse ich den Zug. Aber zwei der Herren steigen mit mir aus.

„Ich dachte, meine Herren, Sie wollten nach Paris?"

„Nein," — sagt der eine, — „ich fahre nach Lyon." Und der andere, der Hellblonde: „Ich muß über Genf — nach meiner Heimat hinauf, — nach Belgien." „Fahren Sie da nicht besser über Paris?" „Nein, — so ist es der kürzeste Weg für mich — und mein Billett geht auch über Basel."

Da mir die Begleitung des Blonden nicht gerade angenehm ist, so gehe ich in die Restauration. Aber der Blonde ist nicht abzuschütteln, und spricht in seinem harten Französisch auf mich ein. Ich trinke Kaffee, der Blonde gleichfalls. — Ich bezahle für uns beide; aber der Mann macht keine Anstalten, mir das Geld zurückzuerstatten. Das kann vielleicht ein Zeichen guter Erziehung sein — er will sich revanchieren, sage ich mir; — aber auch ebenso gut ein Zeichen für das Gegenteil. Mein Urteil entscheidet sich für das letzte.

„Kannten Sie den Herrn? frage ich auf den Mann zeigend, der nach dem Lyoner Zug hinübergeht, — denn ich bin der festen Meinung, daß sich die drei Komplicen hier trennen. „Nein," sagt der Blonde mit gut geheucheltem Erstaunen. „Ich habe ihn nie vorher gesehen — und werde ihn wohl nie wieder sehn." Der Genfer Nachtzug ist ganz leer. Ich steige in ein Coupé und der Blonde folgt mir wie mein Schatten. Durch kleine Scheiben kann man in dem Nebenabteil sehen: — niemand. Da steigt noch eine junge Dame zu uns ein. Nun — sage ich mir, — so lange diese Dame im Coupé ist, wird wohl der Mann nichts unternehmen. Schade, daß ich meinen Stock nicht mehr habe. Jedenfalls: wo ist die Notbremse? Da! — So! — Der setzte ich mich gegenüber. „Verzeihen Sie," — sagt der Blonde — „würden Sie so freundlich sein, etwas zur Seite zu rücken." Und er nimmt seinen Koffer, stellt ihn, — wir saßen uns gerade gegenüber — auf den Sitz, auf meinen Platz, und beginnt nach irgendwelchen Kognakflaschen, Kuchen und Pasteten zu suchen.

So — jetzt hat er mich glücklich von der Notbremse fortgebracht. Nun bin ich nur neugierig, was er weiter für ein Manöver unternehmen wird.

„Ich wäre ja gerne noch länger geblieben" — hebt der Blonde wieder an, und ich studiere seine Züge dabei und komme zu dem Urteil: Hochstapler — „aber ich habe mich verausgabt; meine Geldsendung ist ausgeblieben und da fahre ich jetzt ohne Aufenthalt nach Hause. Ich habe nur noch 45 Franken. Die müssen bis morgen abend reichen."

„Damit bekommst Du nicht heraus, ob ich Geld bei mir habe, mein Freund," — sage ich mir. Da hält die Bahn. Die Dame verläßt uns. Der Blonde lehnt sich mit unverhohlener Absichtlichkeit in die Tür, daß ja keiner wieder einsteigt. Ich habe die feste Empfindung: Jetzt kommt das Messer! Und ich öffne in der Manteltasche mein Taschenmesser und umkrampfte es mit der Rechten.

Der Zug setzt sich von neuem in Bewegung, und der Blonde läßt sich wieder auf seinen Sitz zurückfallen. Wir schweigen eine Weile. Ich halte mein Messer fest in der Faust.

„Sagen Sie," beginnt der Blonde in seinem harten Französisch — dieser Mann spricht doch eigentlich eine andere Sprache?! — „wie gefiel Ihnen denn der Herr, mit dem Sie mich da zusammen vorhin trafen?"

„Ich dachte, Sie kennen ihn?"

„Nein keineswegs — aber gefiel er Ihnen?"

„Er schien ja ein recht lustiger Mensch zu sein." — „Und wissen Sie, daß er auf mich einen geradezu gefährlichen Eindruck gemacht hat."

Damit wiegst Du mich nicht in Sicherheit, mein Freund, denke ich bei mir. „Und die Uhren! — Wer weiß, wo er die her hat? Wissen Sie, das war so einer, der nach der Großstadt geht, um dort im Gewühl unterzutauchen. Der Mensch war mir unheimlich. Ich wäre nicht länger mit ihm zusammengefahren. Im Tunnel hat er sich erst an mich herangedrängt, und mich gefragt, ob ich mich nicht ängstige, so allein zu reisen." Wie geschickt — denke ich — aber . . . das Messer, das Messer!

„Ja — ich habe mich direkt gefürchtet vor diesem Menschen. Ich bin überhaupt ängstlicher Natur. Denken Sie, was mir da in Neapel passiert ist. Ich hatte eine Empfehlung von meinem Wirt in Rom an das Hotel. Es war ja äußerlich ein ganz anständiges Haus, aber der Wirt hatte ein Galgengesicht. Und — etwas italienisch verstehe ich; ich höre, man spricht über mich. Also ich habe Angst, und beschließe, die Nacht nicht zu schlafen. Ich nicke aber doch so ein wenig ein, und erwache durch den Rauch einer Zigarette, der mir in die Nase weht." Wozu diese lange Einleitung, das Messer! Das Messer! — ruft es in mir fast ungeduldig.

„Und wie ich mich hochrichte, sehe ich, — auf dem Flur ist Licht, — auf der Mattscheibe meiner Tür den Schatten eines Kopfes, — und es versucht jemand durch die Scheibe in mein Zimmer zu spähen. Da habe ich mich hastig gerührt und da ist der Kopf verschwunden!"

Das Messer! Das Messer!

„Aber nach einer Weile ist plötzlich der Schatten wieder dagewesen. Nun habe ich ganz laut gerufen: „Wer da?" und dann ist der Schatten an der Tür ganz schnell verschwunden, wie weggeblasen und ich habe eilige Schritte draußen gehört."

Wozu diese Geschichte? Das Messer! Jetzt kommt das Messer!

„Und da habe ich das Fenster geöffnet, um herausschreien zu können. Aber es war noch ganz früh am Tag und niemand auf der Straße, und ich habe einen Stuhl umgekehrt gegen die Tür gestellt, damit es Lärm gibt, wenn er umfällt. — Denn, wissen Sie, mir ist mein Leben lieb. — Nein, so leicht gebe ich es nicht." — Er hatte sich erregt bei dieser Erzählung und war rot geworden.

Jetzt das Messer! schreit es in mir.

**Günstige Gelegenheit.**

Barbiergehilfe (nachdem er dem Kadetten das Haar geschnitten hat, vertraulich): Soll ich auch rasieren, Herr Leutnant? . . . wir sind gerade allein!

„O, ich habe furchtbare Angst gehabt und habe mein Messer genommen — —"

„Lassen Sie es nur stecken!" rufe ich. „Wir sind beide allein. Und ich kenne Sie nicht."

Aber schon hat der Blonde die Hand in der inneren Brusttasche und bringt sie mit einem fußlangen, schwedischen griffesten Dolch zurück.

„Und ich habe mich so" — er senkt es zu mir grade auf meine rechte Schulter zu — „sooo — gegen die Tür gestellt."

Ich fühle keine Furcht, kein Zittern vor der Klinge, ich habe nur die Empfindung plötzlicher innerlicher Kälte, als ob ich innerlich vereiste und ich sage mir — ich komme mir dabei überlegen und berechnend vor —, daß ich mit meinem kleinen Taschenmesserchen gegen diese halbe Elle besten schwedischen Stahls wenig ausrichten werde; und ich greife — wie es mir scheint, nicht einmal schnell — unter der Klinge hindurch, und packe den Blonden fest, ganz fest, so fest wie ich es vermag, ums Handgelenk. Gurgel? oder Notbremse? ruft es in mir nicht mit Worten, mit Blitzen, die mir durchs Hirn jagen und dabei bin ich so kalt und ruhig wie hier, da ich es niederschreibe. Aber da läßt auch schon der Blonde ganz erschrocken das Messer zur Erde fallen, und er ist plötzlich kreideweiß geworden.

„Um Himmelswillen", stottert er, „was denken Sie von mir! — Aber ich will Ihnen ja doch nichts tun. Ich tue ja keiner Fliege etwas. Nein, was denken Sie von mir. Ich bin aus gutem Haus! Mein Vater ist Schulinspektor in Brüssel! Hier — hier — hier mein Herr, ist meine Karte." Und wie er die Ledertasche öffnet — sehe ich in der Rille, die gleich eingefügt dafür ist, einen Fieberthermometer liegen — den pflegen ja Hochstapler im allgemeinen nicht bei sich zu tragen. Dr. Armand Meunier vom Hospital anglais zu Liège. Er zeigt mir seine Photographie im Operationskittel. Er zeigt mir den Empfehlungsbrief seines Direktors. Er kommt von einer Studienreise durch die Krankenhäuser Italiens. Ich lache unbändig, aber ich gebe zu, es hat einen etwas nervösen Klang, mein Lachen, und ich komme nicht so recht wieder zur Ruhe damit, während der Arzt immer noch sich entschuldigt und wieder sich entschuldigt.

In Genf bezahlt der Arzt zwei Tassen Kaffee und mehrere Schnäpse für mich. Er ist also doch aus gutem Haus und von guter Erziehung.

Aber sein Französisch ist hart und bleibt hart, denn er ist nun einmal Flame und redet für gewöhnlich flämisch. Ich denke mir immer, er hat mich vielleicht für einen Komplicen des Dritten gehalten — und mir zeigen wollen, daß er ein Messer besaß, oder er hat in seinem lebhaften Temperament das ganze neapolitaner Erlebnis noch einmal mir vorgespielt — bis auf das gezückte Messer.

Genug, diese Kriminalgeschichte mit allen Indizien, ausreichend, um einem Sherlock Holmes Bauholz für das erste Kapitel eines Romans zu geben, sie spielte sich aber zwischen drei ganz friedfertigen Leuten ab; einem belgischen Arzt, einem gewiß nicht blutdürstigen schweizer Uhrenreisenden und einem erst recht ganz harmlosen Berliner Schriftsteller.

## Unsere Bilder.

Die Samoa-Inseln sind eine Inselreihe Polynesiens, die aus vier großen und zehn kleinen vulkanischen Inseln besteht. Sie zeichnen sich durch gut bewässerten, sehr fruchtbaren Boden und eine reiche Tropenvegetation aus und gehören zu den ergiebigsten und anmutigsten Inseln der Südsee. Die Bevölkerung, von der wir in unserem Bilde „Samoanische Schönheiten" unsern Lesern einige Vertreterinnen vorführen, ist polynesischer Rasse und gehört zum größten Teile dem Christentume an. Die Eingeborenen sind hellfarbig, kräftig und schön gebaut, reinlich und sittenstrenger als die meisten der anderen von Europäern „zivilisierten" Inselgruppen. — Unser anderes Bild „Jung gewohnt, alt getan" ist die Wiedergabe eines wohlgelungenen Gemäldes von O. Piltz, das eine anmutige Szene aus dem Kinderleben wiedergibt. Das kleine Mädchen hat nicht eher geruht, als bis ihm die nähende Großmutter gleichfalls ein Stück Zeug und Nadel und Faden in die Hand gab, und ist nun so eifrig mit seiner neuen Arbeit beschäftigt, daß es selbst seine Puppe, die ihm sonst über alles geht, achtlos am Boden liegen läßt. Die alte Frau hat ihre Freude an dem Eifer der Kleinen, denn sie kennt sehr wohl die Richtigkeit des Sprichwortes, das dem Bilde als Motto dient.


# Preisausschreiben
## für Amateurphotographen

Hiermit eröffnen wir einen zweiten Wettbewerb für Amateurphotographen, indem wir für die besten acht Aufnahmen acht Preise aussetzen; und zwar sollen betragen:

der 1. Preis 100 M.
der 2. Preis 50 M.
der 3. Preis 25 M.
fünf Preise je 10 M.

**Das Motiv** — Genre, Architektur, Landschaft, Porträts 2c. — ist den Einsendern freigestellt, ebenso das Format.

**Bei gleichwertigen Arbeiten** aus verschiedenen Gegenden erhält diejenige den Preis, die aus **Düsseldorf** oder seiner **Umgebung** entnommen ist.

**Die preisgekrönten Arbeiten** gehen in den Besitz der Düsseldorfer Neuesten Nachrichten über und werden in der illustrierten Sonntagsbeilage „Rhein und Düssel" reproduziert.

**Der Ankauf weiterer Photographien** ist beabsichtigt.

**Der letzte Termin** zur Einsendung ist der **1. Juli.**

**Die Entscheidung** wird in der Sonntagsnummer vom 15. Juli kundgegeben.

Jeder Einsender darf beliebig viel Bilder schicken. Für **Rücksendung** wird jedoch nur garantiert, wenn jedes Bild die vollständige Adresse des Absenders trägt und wenn ein fertig adressierter und frankierter Briefumschlag beiliegt. Einsendung unter Motto ist unnötig.

Als Preisrichter fungiert die Redaktion der Neuesten Nachrichten.


## Allerlei.

[Der letzte Hexenprozeß in Berlin.] Im Jahre 1728 ward ein Mädchen von 22 Jahren, welches sich selbst zu erhängen versucht hatte, eines Vertrages mit dem Teufel beschuldigt. Sie selbst bekannte, daß er ihr zuerst am Wedding in der Gestalt eines Herrn im blauen Rocke mit gestickter Weste erschienen sei, der sie dazu vermocht habe, sich ihm mit ihrem Blute, das er ihr mit einem seiner Nägel aus dem Finger gepreßt, zu verschreiben. Den Teufelsvertrag, der in drei rotgeschriebenen Buchstaben auf einem Papiere bestand, hat sie auch zu den Akten übergeben. Seitdem habe er sie stets verfolgt, ihr gesagt, sie solle jenen Zettel auf dem Leibe tragen, dann wolle er ihr beim Stehlen durchhelfen, das sie aber nie getan sondern nur einen liederlichen Lebenswandel geführt habe. (Die damaligen Prediger Jablonsky, Steinberg und Vogel bemühten sich, den Teufel von ihr auszutreiben.) In dem Erkenntnisse des Kriminal-Kollegiums heißt es, es habe das Ansehen, als sei die Inquisitin wegen des Bündnisses mit dem Teufel durch das Feuer oder Schwert zu strafen; weil sie aber mit schwerer Not und Melancholie lange behaftet gewesen, so könne das Bündnis mit dem Teufel auch Wirkung der Schwermut sein, zumal die von ihr erzählten Umstände auf Verstandeszerrüttung und wunderliche Einbildung durch ihre Krankheit schließen lasse, und könne die Inquisitin nicht mit dem Tode bestraft werden. Um sie aber vor dem liederlichen Leben und Selbstmorde zu bewahren, worin sie der Teufel verstrickt habe, sollte sie in das Spinnhaus nach Spandow gebracht, zu leidlicher, weiblicher Arbeit angehalten, ihr auch leibliche Arznei und geistiger Zuspruch erteilt werden. — Man hatte also endlich den Sitz des Uebels ergründet und die Mittel erkannt, es zu heilen, denn es mußte ein Geistlicher und ein Physikus das Mädchen während der Untersuchung im Gefängnisse besuchen und ihren Zustand erforschen. Ihr Gutachten leitete den erkennenden Richter und macht die Milde des Ausspruchs erklärlich. Dies ist, so viel bekannt, das letzte Beispiel eines Hexenprozesses in Berlin.

## Gedankensplitter.

Schwimmt stolz dein Lebensschiff auf Glückeswellen,
Verschmäh' die Hand nicht, die ein Arm'rer reicht;
Bedenk, dein stolzes Schiff kann leicht zerschellen,
Dann rettet dich ein kleines Boot vielleicht.

Ein Sänger ohne Stimme gleicht einem gebrochenen Taler. Er hat wohl inneren Wert, aber er ist klanglos.

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Schippang, Düsseldorf.
Druck der Düsseldorfer Verlags-Anstalt Akt.-Ges., Neueste Nachrichten.